

## **Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff**

*Johannes F. K. Schmidt*

### **1. Stand der Forschung**

»Kinship is, and has always been, the critical distinction people make among social relations. The differences between kin and nonkin are many and far-reaching. An accident of birth gives us a set of consanguine relations that can never, at least formally, be sundered. An accident of our spouses' births gives us affinal relations that are also difficult to break. While friends can be chosen and abandoned, relatives are imposed and presumably forever. What we owe to and what we can expect from relatives involves far more commitment, trust, and sacrifice than is the case with nonrelatives. We are even expected to assist kin whom we dislike or have never met. (...) People largely maintain kin ties out of a sense of concern and obligation, whereas they maintain nonkin ties because of compatibility and enjoyment. People usually turn to relatives for sociability and casual assistance, but they commonly go to relatives for costly and critical help«.

So beschreibt Claude Fischer (1982, 80) in einer einflussreichen Studie zu sozialen Netzwerken aus den 1980er Jahren den soziologischen Blick auf das Phänomen der Verwandtschaft. Schon der Titel dieser Studie – »To dwell among friends: Personal networks in town and city« – deutet aber zugleich an, dass die Soziologie der persönlichen Beziehungen in der Moderne ihren Schwerpunkt nicht (mehr) in der Analyse von Verwandtschaftsbeziehungen sieht. Mehr noch: Die Soziologie ist weitgehend verwandtschaftsblind, wenn man die Verwandtschaftsbeziehungen jenseits der Kernfamilie in den Blick nimmt – so lautet die Diagnose der Einleitung einer neueren deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Publikation zur Verwandtschaft (Schütze/Wagner 1998). Und der Familiensoziologe C.C. Harris (1990, 1) stellt eingangs seiner Monographie zur sozialwissenschaftlichen Verwandtschaftsforschung lapidar fest: »Sociologist do not study kinship, but ›the family««. <sup>1</sup>

<sup>1</sup> Um sich dann zunächst ausführlich mit der anthropologischen Verwandtschaftsforschung zu beschäftigen.

Johannes F. K. Schmidt

Symptomatisch für diese Einschätzung sind auch die wenigen Einträge zum Stichwort »Verwandtschaft«, die man überhaupt in soziologischen Nachschlagewerken findet: So weist das umfassende, kürzlich neu herausgegebene »International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences« nur einen Eintrag mit dem Titel »Kinship in Anthropology« (Overing 2001) auf, im »Encyclopedia of Sociology« diskutiert Bernard Farber in seinem Beitrag mit dem Titel »Kinship systems and family types« (1992) ebenso mehrheitlich anthropologische Fragestellungen<sup>2</sup> und Rosemarie Nave-Herz beschäftigt sich in ihrem Handbuchartikel »Familie und Verwandtschaft« (2001) fast ausschließlich mit der Kernfamilie und behandelt die (erweiterte) Verwandtschaft eher als eine Art Residualkategorie.<sup>3</sup> Den Eindruck eines eher ambivalenten Verhältnisses der Soziologie zum Thema Verwandtschaft bestätigt auch eine Durchsicht der für den Themenbereich eigentlich einschlägigen renommierten Fachzeitschrift »Journal for Marriage and the Family« seit 1960. Die entsprechenden Überblicksartikel (Adams 1970; Lee 1980; Johnson 2000)<sup>4</sup> diagnostizieren zwar nicht generell eine geringe, wohl aber eine im Laufe der Zeit abnehmende Publikationsdichte des Faches zum Themenbereich Verwandtschaft, die gleichzeitig durch eine verstärkte Konzentration der soziologischen Forschung auf die Kernfamilie gekennzeichnet ist: Weitergehende Verwandtschaftsbeziehungen werden in der Regel nur dann thematisiert, wenn es sich um solche zwischen der Zeugungs- und der Herkunftsfamilie handelt (vgl. Lye 1996); die sog. erweiterte Verwandtschaft, insbesondere die kollaterale Verwandtschaft, wird dagegen selten in den Blick genommen (s. White 2001; White/Riedmann 1992).<sup>5</sup>

Hintergrund dieser Entwicklung ist eine (nicht nur) in der Soziologie als Common Sense geltende Unterstellung einer abnehmenden Bedeutung der Verwandtschaft in der modernen Gesellschaft. Prägend für diese Sichtweise

2 Schon die Eingangsthese des Beitrags ist dann in ihrer Anwendbarkeit auf moderne Gesellschaft soziologisch mehr als fragwürdig: »Kinship systems are mechanisms that link conjugal families (and individuals not living in families) in ways that affect the integration of the general (sic!) social structure and enhance the ability of the society (sic!) to reproduce itself in an orderly fashion.« (Farber 1992, 1035)

3 Zur Verwandtschaft findet sich nur folgende, soziologisch nicht sehr ergiebige Charakterisierung: »Verwandtschaft ist zunächst – ebenso wie die Familie – ein Solidaritäts- und Kooperationsverband besonderer Art, mit dem aber – wenn auch in den einzelnen Gesellschaften unterschiedlich geregelt – immer gleichzeitig die Erbschaftsregeln festgelegt sind und für deren Mitglieder – von Ausnahmen abgesehen – das Inzesttabu gilt. Im Übrigen bestimmt jede Gesellschaft selbst und recht unterschiedlich, wer mit wem verwandt ist.« (208)

4 1990 entfiel der das JMF auszeichnende Zehnjahresüberblick über die Forschung zur Verwandtschaft bezeichnenderweise zugunsten eines Berichts über »family research« (Berado 1990).

5 So entfallen von den 50 zwischen 1990 und 1998 publizierten JMF-Artikeln zum Themenbereich Verwandtschaft jenseits der Kernfamilie allein 66 % auf sog. intergenerationale Beziehungen (Johnson 2000, 623).

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

ist insbesondere die Rezeption der Thesen Emile Durkheims und Talcott Parsons' zur modernen Form der Verwandtschaft: Durkheim hat in einer Ende des 19. Jahrhunderts formulierten und 1921 postum veröffentlichten Überlegung zur »*Famille conjugale*« (1921) das Konzept der *Gattenfamilie* entwickelt, dem ein Zwei-Zonenmodell der modernen Verwandtschaft zugrunde liegt: Demnach wird die Gattenfamilie (»*famille paternelle*«) dem primären (zentralen) und die übrige Verwandtschaft einem sekundären Bereich zugeordnet. Die Ausdifferenzierung der Gattenfamilie aus der erweiterten Verwandtschaft ist in der Durkheimschen Lesart Ergebnis eines historischen Kontraktionsprozesses der Familie, den man wiederum auf die Modernisierung der Gesellschaft in Form der Urbanisierung und der Ausweitung an Kommunikationsmöglichkeiten sowie der politischen Zentralisierung zurückführen kann. Zwar ist in der Soziologie (vgl. Goode 1963, 6ff) und verstärkt noch in der sog. Social History (Laslett/Wall 1972; Hareven 1991; Kertzer 1991) der These eines Kontraktionsprozesses der Kernfamilie aus einer erweiterten Verwandtschaft mit dem Nachweis einer Pluralität vorindustrieller Familienformen widersprochen worden, das bei Durkheim grundlegende Differenzierungsmodell der modernen Verwandtschaft mit einer eindeutigen Präferenz für die primäre Verwandtschaft ist in der Soziologie aber spätestens seit Talcott Parsons' These von der »strukturell isolierten Kernfamilie« (1964/1943) zum dominierenden Paradigma der Familien- und damit auch der Verwandtschaftssoziologie geworden.

Parsons beschreibt die moderne Verwandtschaft als »offenes, multilaterales Gattenfamiliensystem« (i. O.: »*multilineal, conjugal system*«) auf Basis der *strukturell isolierten Kernfamilie*: Das Verwandtschaftssystem der Moderne als »Kernfamiliensystem« ist durch eine Differenzierung von Herkunftsfamilie und Zeugungsfamilie gekennzeichnet, wobei Ego immer nur *einer* Kernfamilie angehören kann und beide Familien als einziger im Verwandtschaftssystem verbindet (multilineare Symmetrie). Mit dem Übergang in die Zeugungsfamilie geht eine strikte (auch räumliche) Trennung von der Herkunftsfamilie einher; mit dieser strukturellen Isolierung der Kernfamilie von der erweiterten Verwandtschaft ist gleichzeitig eine Umstellung auf eine rein persönliche, affektiv begründete Partnerwahl verbunden (s. Parsons 1959; Luhmann 1982; vgl. a. Stone 1978), die sich im Rahmen der historischen Entwicklung eines »affektiven Individualismus« (s. Stone 1977, 221ff; vgl. a. Schmidt, Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe, in diesem Band) vollzieht, so dass man generell von einer emotionalen Aufwertung der engeren Verwandtschaft hin zur »Intim-Verwandtschaftsgruppe« (Farber 1970, 96) sprechen kann.<sup>6</sup> Neben der geänderten Binnenstrukturierung der Verwandt-

<sup>6</sup> Ähnlich gelagert ist auch das im Rahmen eines Kulturvergleichs herausgearbeitete, für industrialisierte Gesellschaften typische Modell des »*conjugal family system*« von William

Johannes F. K. Schmidt

schaft betont Parsons insbesondere auch die Funktionalität der isolierten Kernfamilie für das moderne Wirtschafts- und Beschäftigungssystem: Die für die moderne Gesellschaft typische strukturelle Trennung von Berufs- und Verwandtschaftsrollen derselben Individuen geht notwendigerweise einher mit der Lockerung des Verwandtschaftsnetzes, d. h. mit der Reduktion von quasi-institutionellen Ansprüchen und Verpflichtungen unter Verwandten zur gegenseitigen oder einseitigen Versorgung mit beruflichen Stellen (Nepotismus). Die Desintegration der Kernfamilie aus dem Verwandtschaftszusammenhang bedeutet zugleich eine strukturelle Begünstigung ihrer Mobilitätsmöglichkeiten: Ein Umzug aus beruflichen Gründen muss möglicherweise gegenläufige Wünsche der Verwandtschaft nicht berücksichtigen, außerdem wird die soziale Aufwärtsmobilität durch die relative Abkopplung der Kernfamilie von dem Verwandtschaftszusammenhang begünstigt.

Diese Thesen haben in der Familiensoziologie der 1960er Jahre erhebliche, empirisch induzierte Kritik erfahren: Zu nennen sind hier insbesondere die Arbeiten von Marvin Sussman und Eugene Litwak. Sussman (1958; Sussman/Burchinal 1962) versucht nachzuweisen, dass die Kernfamilie in der modernen Gesellschaft als funktional spezifiziertes Sozialsystem immer in Austauschbeziehungen zu anderen sozialen Systemen wie der Gemeinde und eben auch der Familien der erweiterten Verwandtschaft steht. Litwak (1965) betont, dass eine »modifizierte« erweiterte Verwandtschaft (»modified extended family«), die z. B. auch die neuen technischen Möglichkeiten (Auto, Telefon) zur Kontaktpflege nutzt (s. Litwak/Kulis 1987), ein angemessenes Familienmodell darstelle, da gerade die verwandtschaftlichen Unterstützungsbeziehungen die für moderne Gesellschaft charakteristische soziale Mobilität ermöglichen. Generell ist die soziologische Verwandtschaftsforschung der 1960er Jahre durch den Versuch dominiert, die weiter bestehende Existenz und Bedeutung der erweiterten Verwandtschaft in der sich industrialisierenden Gesellschaft nachzuweisen und das Parsonsianische Konzept als ein allein für die weiße Mittelschicht der USA gültiges Familienmodell zu charakterisieren (s. detailliert Adams 1970).

Diese Kritik sitzt allerdings einem grundlegenden Missverständnis auf, indem sie »strukturelle Isolierung« der Kernfamilie mit »sozialer Isolierung«, d. h. einem *Kontaktabbruch* gleichsetzt (s. Parsons 1965). Die These der strukturellen Isolierung, die mit der funktionalen Autonomisierung der Familie einhergeht, meint, dass die Kernfamilie die Wohn- und Haushaltseinheit darstellt,

---

Goode (1963, 7ff). Für das »eheliche Familiensystem« konstitutiv ist dann die Neolokalität des Ehepaars, die bilaterale Verwandtschaftskonstitution, eine schwache Beziehungen zur erweiterten Verwandtschaft sowie eine autonome, d. h. nicht durch den Verwandtschaftszusammenhang bestimmte Wahl des Ehepartners. Goode betont, dass es sich bei dem Begriff »conjugal family« um einen soziologischen Idealtyp, aber auch um soziales Ideal handelt, das handlungsleitende Wirkung hat.

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

wirtschaftlich selbständig ist und es einen Primat der kernfamilialen Binnensolidarität gibt (s. Tyrell 1976). Diese strukturellen Voraussetzungen haben Auswirkungen auf die Form und die Häufigkeit des Kontakts mit Verwandten außerhalb der Kernfamilie, unterbinden diesen aber natürlich nicht. Dies zeigt insbesondere die im letzten Jahrzehnt massiv ausgeweitete Forschung zur Bedeutung der sog. intergenerationalen Beziehungen zwischen Herkunftsfamilie und Zeugungsfamilie (vgl. z. B. Lye 1996; Bengtson 2001; Bertram 2000), die auch schon Mitte der 1960er Jahre die wesentliche empirische Basis der Kritik von Sussman et al. an Parsons war. Letztlich bestätigt aber diese Forschung genau die Parsonssche These, indem sie darauf aufmerksam macht, dass die Inanspruchnahme entsprechender Unterstützungsleistungen immer nur selektiv erfolgt – und zwar in sachlicher, zeitlicher wie sozialer Hinsicht – und damit gerade keine intergrierte Gruppe jenseits (und inklusive) der Kernfamilie konstituiert wird (s. bereits Murdock 1949, 91ff; Harris 1990, 71ff; zum Gruppenbegriff Tyrell 1983).<sup>7</sup> Bereits eine frühe Arbeit von Adams (1968) weist darauf hin, dass die Beziehungszufriedenheit der Beziehung zwischen alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern sich dann massiv verschlechtert, wenn eine Unterstützungsleistung permanent abgefordert wird, statt dass sie auf »freiwilliger« Basis und dann nur temporär erfolgt. Es besteht also eine Verpflichtungsbeziehung, die aber gerade die Verpflichtung nicht auf Dauer stellt. Ein Forschungsüberblick von Mitte der 1990er Jahre zeigt zudem, dass intergenerationale Beziehungen zwischen alten Eltern und ihren erwachsenen Kindern mehrheitlich gerade keine regelmäßige praktische oder finanzielle Unterstützung beinhalten, sondern diese in der Regel auf außerordentliche Ereignisse (z. B. Hochschulausbildung, Hauskauf, Scheidung, Krankheit etc.) beschränkt ist (Lye 1996, 84ff). Hinzu kommt, dass gerade im Falle intergenerationaler Beziehungen trotz der Bilateralität des Abstammungssystems in der Regel nur zu *einem* Großelternpaar engerer Kontakt gehalten wird.<sup>8</sup> Beach-

7 Ein Indiz dafür ist die Tatsache, dass der modernen Gesellschaft letztlich ein Begriff für die erweiterte Verwandtschaft (vergleichbar dem der Familie) fehlt (s. Johnson 2000, 624). Symptomatisch dafür ist auch die Definition von Heidi Rosenbaum (1998, 18): »Im folgenden wird der Begriff der Familie verwendet für die aus Eltern und unverheirateten und unmündigen Kindern bestehende Gruppe, die zusammen in einem Haushalt lebt. Familie meint also Kernfamilie. Verwandtschaft umfaßt dann alle darüber hinausreichenden Beziehungen.«

8 Evolutionspsychologische Forschungen lesen die Bevorzugung der mütterlichen Linie in intergenerationalen Beziehungen vor dem Hintergrund der Vaterschaftunsicherheit als evolutionär herausgebildeten Reflex auf die größere Wahrscheinlichkeit der genetischen Verwandtschaft, d. h. als Mechanismus zur Erhöhung der Gesamtfitness (s. z. B. Euler/Weitzel 1996; Littlefield/Rushton 1986; vgl. a. Marbach, in diesem Band, Abschn. 4.2). Soziologisch bedenkenswert erscheinen allerdings eine Reihe »intervenierender Variablen« wie z. B. die in dem (modernen) Konzept der Mutterliebe (s. Schütze 1986; Badinter 1981) sozial zugrundegelegte Präferenz für eine interaktionsintensivere Mutter-Kind-Beziehung über die

Johannes F. K. Schmidt

tenswert ist auch die Asymmetrie, mit der die intergenerationalen Beziehungen von den Beteiligten wahrgenommen wird: Während die Heirat für das erwachsene Kind den Wechsel von der Herkunfts- zur Zeugungsfamilie symbolisiert und es dabei zu einer massiven Umwertung der verwandtschaftlichen Loyalitäten zugunsten des (nicht genetisch verwandten!) Ehepartners kommt, die dazu führt, dass die Eltern in die erweiterte Verwandtschaft überführt werden, bleiben die erwachsenen Kinder für ihre alten Eltern immer noch die engsten Angehörigen (Tyrell 1976, 405ff; s. a. Schütze, in diesem Band).<sup>9</sup> Dieser Sachverhalt verweist auf eine in der Intergenerationenbeziehung immer schon angelegte Ambivalenz (vgl. Lüscher/Pillemer 1998; Bengtson/Giarusso/Mabry/Silverstein 2002), da die weiter bestehende Eltern-Kind-Beziehung in ein Spannungsverhältnis zur Partner- und Familienbeziehung treten kann, wenn deren Autonomie z. B. durch dauerhafte Unterstützungsleistungen gegenüber einem alten Elternpaar oder umgekehrt durch permanente Unterstützungsleistungen gegenüber den erwachsenen Kindern in Frage gestellt wird (vgl. Bahr/Déchaux/Stiehr 1994). Aus diesem Grund sind die Erwartungen an die intergenerationale Beziehung in der Regel daran orientiert, die wechselseitige Unabhängigkeit der Familien nicht in Frage zu stellen, was in einer überraschend geringen Zahl der materiellen Unterstützungsleistungen zum Ausdruck kommt (s. Lye 1996, 95ff).

Die zunehmende Aufmerksamkeit der soziologischen Verwandtschaftsforschung für bzw. die Konzentration der Verwandtschaftszusammenhänge auf intergenerationale Beziehungen ist Resultat einer zu konstatierenden Veränderung in den strukturellen Voraussetzungen von Verwandtschaftsbeziehungen selbst (vgl. Bengtson 2001, 5ff): Aufgrund der in allen Industriestaaten seit Jahrzehnten deutlich sinkenden Fertilitätsrate kommt es zu einer verringerten Kinderzahl pro Familie und damit unvermeidbar zu einer Regression der *kollateralen* Verwandtschaft, während gleichzeitig die *lineare* Verwandtschaft aufgrund der steigenden Lebenserwartung an Bedeutung gewinnt. Diese Strukturänderung hat Auswirkung auf die faktische Zahl und Verteilung der Verwandten, die sich in einer »Vertikalisierung« der Verwandtschaft (Johnson 2000, 627) manifestiert, so dass eine zunehmende Bedeutung der intergenerationalen Beziehungen innerhalb von Verwandtschaftsbeziehungen

---

organisch notwendige Lebensphase des Aufwachsens hinaus, die sich erst durch die Rollendifferenzierung von Mann und Frau in der modernen Familie entwickeln konnte und die auch die in der Forschung häufig festgestellte Rollenspezialisierung der Frau als »kin-keeper« (vgl. Rosenthal 1985) begründet, die nun in der Großmutter-Mutter-Kind-Beziehung reflexiv verstärkt wird.

9 Das gattenzentrierte Verwandtschaftsmodell mit der Betonung der Eigenständigkeit der Paarbeziehung selbst steht im übrigen quer zu der in der (anthropologischen) Verwandtschaftsforschung üblichen Unterscheidung von Allianz- vs. Abstammungskonzepten von Verwandtschaft (vgl. Farber 1992, 1040f).

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

fast zwangsläufig erscheint. Allerdings muss zunächst unentschieden bleiben, ob die o. g. Entwicklungen nicht durch Gegenentwicklungen zumindest teilweise »ausgeglichen« werden. So stellt sich z. B. die Frage, ob die Abnahme der kollateralen Verwandtschaft aufgrund der verringerten Geschwisterzahl nicht zunehmend kompensiert wird durch das Anwachsen von Stieffamilien bzw. »heterogenen Familien« (s. Hareven 1997) aufgrund der wachsenden Zahl von Scheidungen und anschließender Wiederverheiratung – mit einer Potenzierung der Verwandtschaftsverhältnisse im Sinne einer »new extended family« (Furstenberg 1987), die sich deutlich sowohl von dem Modell der strukturell isolierten Kernfamilie wie von dem einer Großfamilie unterscheidet und für die ein allgemeines Verhaltensmodell eigentlich (noch?) nicht vorliegt (s. Cherlin/Furstenberg 1994, 363ff, 369f; Church 1999). Die auf der Grundlage der erhöhten Lebenserwartung gestiegene Chance einer längeren Großeltern-Enkelkind-Beziehung könnte wiederum reduziert werden durch das steigende Heiratsalter und eine entsprechend spätere Eltern- und dann Großelternschaft.<sup>10</sup> Darüber hinaus muss auch beachtet werden, dass eine »Entdeckung« der intergenerationalen Verwandtschaftsbeziehungen aufgrund der Verdünnung des Stammbaums nicht zwangsläufig ist, man also nicht zwingenderweise von einer Gegenbewegung zur »family decline« -Entwicklung (Poneno 1993) in Form einer Ersetzung der Kernfamilie durch intergenerationale Beziehungen sprechen kann (so aber tendenziell Bengtson 2001, 5).<sup>11</sup> So zeigt z. B. eine ländervergleichende Studie (Farkas/Hogan 1995), dass die geringe Kinderzahl mit einem erhöhten Investment in diese Kinder bei einer gleichzeitigen Vernachlässigung der sowieso schon verkleinerten erweiterten Verwandtschaft einhergeht (vgl. auch Eggebeen/Hogan 1990), was die verbleibenden Verwandtschaftsbeziehungen unter erhöhten Erwartungsdruck setzt, da weitere Beziehungen im Verwandtschaftskontext, auf die man alternativ zurückgreifen kann, nicht mehr zur Verfügung stehen.<sup>12</sup>

10 Zusätzlich muss beachtet werden, dass die Präferenz der linealen Verwandtschaft sich in den USA nur bei der weißen Bevölkerung findet, während die schwarze, häufig ökonomisch disprivilegierte Bevölkerung deutlich stärker auf kollaterale Verwandtschaftsbeziehungen zurückgreift (s. Johnson 2000, 630ff). Dies verweist auf den Zusammenhang des Umfangs und der Struktur des persönlichen Netzwerks und des sozioökonomischen Status' (s. u.).

11 »For many Americans, multigenerational bonds are becoming more important than nuclear family ties for well-being and support over the course of their lives«. Allerdings schränkt Bengtson (2001, 5) diese starke, letztlich die alte »modified extended family«-These revitalisierende Aussage erheblich und entscheidend ein: »My argument ... is that multigenerational relations represent a »latent kin network« that may be inactive and unacknowledged for long periods of time, until a family crisis occurs«. (12; H.v.m.).

12 Die Fokussierung auf die eigenen (wenigen) Kinder stellt letztlich die einseitige Lösung des aufgrund der längeren Lebenserwartung entstehenden Loyalitätskonflikts aufgrund der Doppelbesetzung der Eltern-Kind-Rolle dar. Denkbar ist natürlich auch, dass die Lösung des Konflikts aufgrund der höheren Lebenserwartung zunehmend über die Zeitdimension

Johannes F. K. Schmidt

Aus dieser noch nicht abgeschlossenen Diskussion festzuhalten bleibt, dass typisch für die moderne Verwandtschaft jenseits der Kernfamilie einerseits ihre Nachrangigkeit gegenüber den Beziehungen zum Ehepartner und den eigenen Kindern (s. z. B. die Befunde bei Marbach 1998 und Marbach, in diesem Band; s. a. Neyer/Lang, in diesem Band) sowie andererseits die selektive Inanspruchnahme der entfernteren Verwandten ist. In der Literatur wird dieser Sachverhalt häufig auch als Latenz der erweiterten Verwandtschaft bezeichnet und als konstitutiv für die Modernität der Verwandtschaftsbeziehungen angesehen: Verwandtschaftsbegriffe wie »matrix of latent relationships« (Riley 1983) oder »opportune extended family« (Johnson 1995) betonen den zunehmenden Wahlcharakter innerhalb des Sets von Verwandtschaftsbeziehungen, deren Aktualisierung verstärkt auf der Basis von »liking« und nicht mehr allein von »relatedness« und »responsibility« (Johnson 2000, 633) erfolgt. Festzustellen ist offenbar eine zunehmende Kontingenz innerhalb der eigentlich nichtkontingenten Verwandtschaftsbeziehungen, die sich damit dem Trend einer zunehmenden Kontingenz sozialer Beziehungen in der modernen Gesellschaft anzupassen scheinen.<sup>13</sup> Man kann diese Selektivität auf eine evolutionsbiologisch begründete Nepotismustendenz zurückführen, die genetisch näherstehende Verwandte aus Gründen der Gesamtfitness privilegiert (s. Marbach, in diesem Band), soziologisch näherliegender ist der Verweis auf den Zusammenhang mit der strukturellen Isolierung der Kernfamilie und der damit einhergehenden Präferenz für die Ehe- bzw. Beziehungspartner und die gemeinsamen Kinder.<sup>14</sup> Studien, die die bevorzugte Inanspruchnahme von Verwandten insbesondere in Krisen- und Notsituationen belegen (s. z. B. Shavit/Fischer/Koresh 1994; Johnson 1983), machen zwar deutlich, dass weiterhin weitgehend voraussetzungslos auf das besondere Verpflichtungsverhältnis, das das Verwandtsein offenbar begründet, zurückgegriffen werden kann,

gelöst wird: In das »empty nest«, das durch das Verlassen des Elternhauses durch die erwachsenen Kinder entsteht, wechseln nun die »alten Eltern«.

- 13 Wahrscheinlich ist es die Kontingenzsetzung der Verwandtschaftsbeziehungen, die die Frage einer »Verfreundschaftlichung« moderner Verwandtschafts- bzw. Familienbeziehungen (s. Schütze, in diesem Band; vgl. auch Nötzoldt-Linden 1997) virulent werden lässt, da für die Freundschaftsbeziehung die Wählbarkeit zentral ist (zur Bedeutung der Freundschaftssemantik für die Liebesbeziehung vgl. Schmidt, Das Verhältnis von Freundschaft und Liebe, in diesem Band). Überzeugend erscheint allerdings nur eine freundschaftsähnliche Beziehung zu den dergleichen Generation zugehörigen Geschwistern im weiteren Lebensverlauf (s. Connidis 1989).
- 14 Instrukтив in diesem Zusammenhang sind im übrigen Forschungen zu »zusammengesetzten Stieffamilien«, die zeigen, dass entgegen der Nepotismusthese die Kinder von ihrem jeweils nicht genetisch verwandten Stiefelter nicht disprivilegiert werden (s. Marbach 1998, 104ff; Marbach, in diesem Band, Abschn. 4.1). Man kann auch dies wieder evolutionsbiologisch erklären, indem man die Investition in das Kind des Beziehungspartners als Investition in den Beziehungspartner und damit in die eigene Fitness interpretiert, die Befunde von Marbach weisen aber gerade auf die Bedeutung der Binnenorientierung der Kernfamilie hin.

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

dass aber gleichzeitig eine permanente Inanspruchnahme auch von ausgewählten Verwandtschaftsbeziehungen jenseits der Kernfamilie als problematisch wahrgenommen wird, wie eine Studie von Farber (1989) zeigt, die nachweist, dass der verwandtschaftlichen Verpflichtungserwartung in Form einer generalisierten Reziprozität zugleich ein interner Limitierungsfaktor in Form eines »Misstrauenskomponente« inhärent ist, die auf die Fairness der Austauschbeziehung rekurriert.<sup>15</sup>

Schließlich ist innerhalb der Soziologie seit einiger Zeit eine Thematisierung von Verwandtschaft beobachtbar, die nicht von der »eigentlich« zuständigen Familiensoziologie kommt, sondern von den sog. »community studies«, die sich wesentlich als Netzwerkforschung (s. grundlegend Wellman 1983) ausdifferenziert hat.<sup>16</sup> Die Netzwerkforschung ist für einen soziologischen Zugang zur Verwandtschaft aus mehreren Gründen interessant. Auffällig ist zunächst eine strukturelle Kongruenz: Das für die Netzwerkanalyse konstitutiven Konzept egozentrierter Netzwerke weist erstaunliche Ähnlichkeiten mit dem modernen Verständnis von Verwandtschaft auf, das die bilineare Deszendenz betont und damit von einer je individuellen Verwandtschaftsfiguration ausgeht, d. h. jede Genealogie von Ego ausgehend konzipiert.<sup>17</sup> Bei der Erfassung eines persönlichen Netzwerks geht die Netzwerkanalyse schon allein aus methodischen bzw. erhebungstechnischen Gründen immer von einem Ego aus, das über seine sozialen Beziehungen berichtet. Zugleich macht sie dabei aber deutlich, dass das persönliche Netzwerk in der modernen Gesellschaft nicht ausschließlich aus Verwandten besteht; vielmehr müssen Verwandtschaftsbeziehungen immer nur als *eine* Komponente in einem durch verschiedene Beziehungstypen gekennzeichneten persönlichen Netzwerk verstanden

15 Interessant ist darüber hinaus der Ländervergleich, den Farber (1989) vornimmt: während in den hochindustrialisierten, d. h. Verwandtschaftskontakte weitgehend von Allokationsfunktionen freistellenden USA das Misstrauen gegenüber Verwandtschaftskontakten mit fehlenden Fairnessaspekten begründet wird, steht im durch Mangelwirtschaft geprägten Ungarn (vor 1990) die Frage der Ausbeutungsverhältnisse im Vordergrund, was auf die alltägliche instrumentelle Funktion der dortigen Verwandtschaftskontakte hinweist.

16 In dem Netzwerkansatz werden Netzwerke zunächst ganz formal verstanden als (selektive) Verbindungen mehrerer Knoten (Individuen) durch sog. »ties« (Beziehungen), wobei sich die Netzwerkforschung dann insbesondere für strukturelle Charakteristika dieser Netzwerke interessiert, wie Dichte, Zentralität, strukturelle Äquivalenz etc. (s. z. B. Burt 1992), aber auch die Spezifik der Beziehungen im Blick behält, indem sie z. B. zwischen »strong« und »weak ties« (Granovetter 1973) unterscheidet. Die vorliegenden Arbeiten zur Verwandtschaft beschäftigen sich allerdings überwiegend mit eher deskriptiven Fragestellungen und nutzen das analytische Potential des Netzwerkansatzes bislang nur stellenweise.

17 Davon unterscheiden muss man wieder die These, dass es in der Moderne zur Ausbildung eines »ego-centered kinship networks« (Johnson 2000, 634ff (636)) kommt auf der Basis einer individualistischen Orientierung der Beteiligten, die sich in einer hohen Scheidungs- und Wiederverheiratungsrate und einem entsprechend pluralen Verwandtschaftszusammenhang niederschlägt.

Johannes F. K. Schmidt

---

werden. Neben den Verwandtschaftsbeziehungen müssen also Beziehungen zu Freunden, Bekannten, Berufskollegen berücksichtigt werden (vgl. Fischer et al. 1977; Fischer 1982; Wellman 1990) – mehr noch: um ein komplettes Bild des persönlichen Netzwerks innerhalb der modernen Gesellschaft zu erhalten, muss auch das Ego überhaupt verfügbare Kontaktnetzwerk jenseits der von den Befragten explizit genannten Beziehungen in Rechnung gestellt werden, das zwischen 250 und 6400 Personen umfassen kann (vgl. Pool/Kocher 1978; Wellman 1990).<sup>18</sup>

Indem der Netzwerkansatz die Verwandtschaftsbeziehungen in den Kontext der anderen Beziehungen eines Individuums einbettet, berücksichtigt er auch die Frage der Struktur der Gesellschaft selbst. Damit ist verwiesen auf die in der Netzwerkforschung ausgiebig diskutierte Frage über einen möglichen Wandel sozialer Beziehungen in der Moderne: Die sog. »community question« (Wellman 1979; 1988) geht weit über die in der Familiensoziologie diskutierte Fragestellung der »family decline«-Hypothese (Popenoe 1993) hinaus, indem sie auf der Basis der Kontextierung der Verwandtschaftsbeziehungen in einem umfassenderen persönlichen Netzwerk auf die Pluralisierung der sozialen Beziehungen in der modernen Gesellschaft aufmerksam macht. Dabei kann die Netzwerkforschung zeigen, dass die weitverbreitete These der abnehmenden Bedeutung der Verwandtschaft in der modernen Gesellschaft zugunsten anderer sozialer Beziehungen wie z. B. der Freundschaft (s. neuerdings Pahl/Spencer 2004; Roseneil/Budgeon 2004) eine verkürzte Lesart darstellt, insofern sie die für die moderne Gesellschaft konstitutive Erweiterung des Kontaktnetzes von Ego, das neben einer zunehmenden Pluralität von Beziehungstypen auch durch eine abnehmende Bedeutung der Lokalität für die Aufrechterhaltung von Beziehungen gekennzeichnet ist (vgl. Wellman 1996), nicht in Rechnung stellt. Forschungen von Barry Wellman zeigen dann aber auch, dass der Verwandtschaft eine überraschend starke Stellung im persönlichen Netzwerk zukommt: Während in der vorindustriellen Gesellschaft aufgrund der geringen Verwandtschaftsgröße überhaupt kein »kin-intensive social network« ausgebildet werden konnte (s. Wetherell/Plakans/Wellman 1994), ist es entgegen der allgemeinen Lesart für die heutige Gesellschaft typisch, dass das persönliche Netzwerk zu einem nicht unerheblichen Teil verwandtschaftsbasiert ist. So kommt eine Studie über die Bedeutung von Verwandten in egozentrierten Netzwerken (Wellman 1990, 198ff; vgl. a. Wellman/Wortley 1990) zu dem Ergebnis, dass zwar nur ca. 10 % aller aktuell gepflegten Beziehungen (in der untersuchten Population waren das durch-

---

18 Zu den methodischen Schwierigkeiten bei der validen Bestimmung der Netzwerkgröße, aus denen auch die extrem breite Spannweite der genannten Zahlen resultiert, s. Killworth/Johnson/Bernard et al. 1990. Ein realistischer Mittelwert für den durchschnittlichen US-Amerikaner (auf den sich die meisten Studien zur Abschätzung der Bekanntschaftsnetze beziehen) dürfte bei 1000 bis 1500 Kontaktpersonen liegen.

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

schnittlich 400 pro Person) in diesem Netzwerk Verwandtschaftsbeziehungen (jenseits der Kernfamilie) sind, man diese Zahl aber in Relation setzen muss zu der Zahl der Personen, die prinzipiell kontaktierbar sind (in der untersuchten Population: 2700 pro Person): Ego hat maximal 90 Verwandte, von denen er durchschnittlich (nur) 55 überhaupt kennt;<sup>19</sup> zu 35 dieser Verwandten werden Beziehungen unterhalten. Das heißt, dass 9 % aller nichttrivialen Kontakte aus Beziehungen im persönlichen Netzwerk zu Verwandten bestehen, obwohl Verwandte nur 2 % der Personen im Kontaktnetzwerk von Ego darstellen. Berücksichtigt man weiter die Differenz zwischen aktiven und latenten Beziehungen, so zeigt sich, dass von den durchschnittlich 20 aktiven Netzwerkbeziehungen von Ego mehr als 30 % Verwandtschaftsbeziehungen sind. Man muss also von einer deutlichen Überrepräsentation von Verwandtschaftsbeziehungen im aktiven persönlichen Netzwerk von Ego ausgehen.

Ein Grund für diese erstaunliche Präsenz von Verwandtschaftsbeziehungen im persönlichen Netzwerk dürfte in der auffälligen *Kontinuität* verwandtschaftsbasierter Beziehungen über den gesamten Lebenslauf liegen (vgl. Degenne/Lebeaux 2005; Klein Ikkink/Tilburg 1999), die sie deutlich von den kontextbasierten Beziehungen zu Freunden und Arbeitskollegen unterscheidet. Die Gründe für diese Kontinuität von Verwandtschaftsbeziehungen über unterschiedliche Lebensphasen hinweg, deren Aufrechterhaltung auch weitgehend unabhängig von der räumlichen Entfernung und damit der Form des Kontakts erfolgt, bleiben aber bei dem strukturell orientierten Netzwerkansatz weitgehend ungeklärt. Zugleich verzichtet auch die Netzwerkforschung darauf, eine genauere Spezifikation von Verwandtschaftsbeziehungen vorzunehmen und zieht sich auf eine eher verunklarende Begriffsdefinition zurück, indem »(s)ome combination of normative obligations, structural connections, and genetic forces« (Wellman/Wortley 1990, 581) als Grundlage für verwandtschaftsbasierte Unterstützungsbeziehungen verstanden werden. Damit trifft sich die Netzwerkforschung dann wieder mit der etablierten familiensoziologischen Diskussion, die weniger ein *Forschungsdefizit* im Bereich der Verwandtschaft aufweist,<sup>20</sup> sondern der es primär an einem genuin soziologischen *Begriff* der Verwandtschaft mangelt. Gearbeitet wird hier mit Begriffen,

19 Zur Unterscheidung zwischen dem »universe of kin« und den »recognized kin« s. Allan (1996, 31f) im Anschluss an eine Studie von Firth/Hubert/Forge von 1970.

20 Betrachtet man zusammenfassend die soziologische Forschung zu intergenerationalen Unterstützungsbeziehungen, zu Geschwisterbeziehungen im Lebenslauf, der Frage der Kontinuierung von Affinalverwandtschaften nach einer Scheidung, den neuen Formen von Familien- und damit Verwandtschaftsbildungen aufgrund vermehrter Wiederverheiratung (von ganzen Familien), der Rolle der Frau als Kin-Keeper, der Bedeutung von Adoptionen für den Verwandtschaftszusammenhang, den mit den neuen Reproduktionstechnologien einhergehenden neuen Formen der Verwandtschaft, den Fragen der Verwandtschaftskonstitution bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften etc., so kann man der eingangs zitierten Diagnose eines Forschungsdesiderats innerhalb der Soziologie eigentlich nicht zustimmen.

Johannes F. K. Schmidt

die einerseits die *Beziehungsspezifität* thematisieren – z.B. indirekte oder generalisierte Reziprozität (Antonucci/Jackson 1990), Solidarität (Allan 1977) oder »amity« (Fortes 1970, 219ff) –, um dann immer wieder Abweichungen von der Norm (im strengen Sinne des Wortes) konstatieren zu müssen; so findet man auch Studien, die aufzeigen, dass von einem eindeutigen Verpflichtungsgehalt von Verwandtschaftsbeziehungen wie von einem uneingeschränkten Solidaritätsverständnis von Verwandtschaft nicht gesprochen werden kann (vgl. Finch/Mason 1991; Farber 1989). Andererseits werden *strukturelle Voraussetzungen* von Verwandtschaft unterstellt, ohne letztlich ein soziologisches Modell für die Bedeutung dieser strukturellen Variablen zu entwickeln: Geschlecht, Generationsdifferenz und Beziehungstypendifferenz (lineare, kollaterale oder affinale Verwandtschaft) werden als Bedingungsfaktoren von Verwandtschaft mehr oder weniger stillschweigend vorausgesetzt: »Structural factors are the building blocks of kinship systems« (Johnson 2000, 625). Beide Aspekte zusammengenommen kulminieren letztlich in der Annahme einer der Sozialbeziehung zugrunde liegenden biologischen Verwandtschaft, wie es z. B. in der Formulierung von der »biologisch-sozialen Doppelnatur« von Familie und Verwandtschaft durch René König (1976) zum Ausdruck kommt. Daraus resultiert auch eine gewisse Sprachlosigkeit gegenüber soziobiologischen Arbeiten zur Verwandtschaft, die der Soziologie immer wieder das vermeintliche Durchschlagen biologisch begründeter Verwandtschaftspräferenzen vor Augen führen und verweist auf die Notwendigkeit, ein soziologisches Konzept von Verwandtschaft zu entwickeln, das das Verhältnis von sozialer und biologischer Verwandtschaft in den Blick nimmt.

## 2. Der Begriff der Verwandtschaft

Sucht man nach konzeptionellen Überlegungen zur Konstitution der Verwandtschaft, so wird man nicht in der Soziologie, sondern in der Ethnologie fündig. Dies ist zunächst nicht weiter überraschend, hat sich die Ethnologie doch durch ihre Beschäftigung mit sog. »einfachen« Gesellschaften seit ihren Anfängen (Morgan 1870) immer wieder zentral (z. B. Lévi-Strauss 1981 (1949)) mit der Frage der Verwandtschaft beschäftigt (vgl. a. Guichard/Schlee, in diesem Band). Diese Entwicklung kann und soll hier nicht ausführlich dargestellt werden (s. die Übersicht bei Harris 1990, 9ff und Peletz 1995). Von Interesse ist aber ein Disput, der sich infolge der Publikationen von David M. Schneider ergeben hat (vgl. zur Wirkungsgeschichte Feinberg/Ottenheimer 2001), insofern diese Debatte die für die sozialwissenschaftliche Verwandt-

---

Vielmehr ist die Literatur mehr als umfangreich, sie läuft aber eben selten unter dem Etikett der »Verwandtschaft«, sondern ist zunehmend in Spezialdiskurse differenziert.

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

schaftsforschung letztlich zentrale Frage nach dem Verhältnis von biologischer und sozialer Verwandtschaft ins Zentrum gerückt hat. Diese Debatte zeigt, dass die sozialwissenschaftliche Verwandtschaftsforschung nicht von einem unklaren, aber letztlich immer unterstellten Bedingungsverhältnis von Biologie und Verwandtschaft ausgehen kann, sondern dieses Verhältnis selbst zu ihrem Gegenstand machen sollte (so auch Jussen 2001, 42f).<sup>21</sup>

Die Ethnologie sieht sich bei dem Studium vieler einfacher Gesellschaften vor das Problem gestellt, dass diese Gesellschaften zwar über teilweise elaborierte Verwandtschaftssysteme verfügen, die jeweiligen Verwandtschaftszuschreibungen aber nicht mit der »faktischen«, d. h. biologischen Verwandtschaft übereinstimmen, sondern Verwandtschaftszusammenhänge über ganz andere Mechanismen als über die Zeugung generiert werden,<sup>22</sup> wie z. B. das Teilen der Mahlzeiten und des Hauses (s. Carsten 1995; Montague 2001). Diese Beobachtung der offensichtlichen *Kulturabhängigkeit* der Konstitution von Verwandtschaft hat David Schneider seit Mitte der 1960er Jahre dazu veranlasst, die Frage des Verhältnisses von biologischer und sozialer Verwandtschaft grundsätzlich zu problematisieren (s. Schneider 1972; 1984). Der zentrale Vorwurf Schneiders lautete, dass die ethnologische Verwandtschaftsforschung durch einen Ethnozentrismus geprägt sei in der Form, dass das auf der Blutsabstammung basierende euroamerikanische Modell der Verwandtschaft auf alle anderen Formen von Verwandtschaft (in tribalen Gesellschaften) übertragen werde und dort dann »Fehlzurechnungen« identifiziere, statt den Eigenwert der jeweiligen kulturellen Ordnung zu erkennen. Übersehen werde dabei, dass Verwandtschaft immer ein kultureller (symbolischer) Zusammenhang sei und nicht Ausdruck biologischer Fakten, wie gerade auch am Beispiel der Analyse des amerikanischen Verwandtschaftssystems deutlich gemacht werden kann (Schneider 1980, 38ff): Hier werde biologische Abstammung als ein Symbol für Verwandtschaft verstanden, dem aber nicht zwingend eine »objektive« biologische Realität zugrunde liegen muss. Neben dieser Sichtweise von Verwandtschaft, die in dem Begriff der Blutsverwandtschaft bzw. der Redeweise von »Blut ist dicker als Wasser« zum Ausdruck komme, also auf eine »natürliche« Ordnung der Verwandtschaft rekurriere und eine besondere Form der Sozialbeziehung begründe, kenne die amerikanische Kultur aber auch eine zweite Form von Verwandtschaft, die in der »recht-

21 Auch für die Geschichtswissenschaft stellt Jussen (2001) fest, dass zwar einerseits davon ausgegangen werde, »daß Verwandtschaft keine biologische Tatsache ist, sondern eine Denkweise sozialer Beziehungen. Sie ist ein kulturspezifisches, universal einsetzbares gedankliches System, um soziale Beziehungen aller Art zu strukturieren« (40), andererseits aber die historischen Forschungen sich dann immer auf biologisch konstituierte Abstammungs- oder Heiratsbeziehungen konzentrierten.

22 im Sinne der gesellschaftlich akzeptierten Wahrnehmung der Konstitution des Verwandtseins.

Johannes F. K. Schmidt

lichen« Ordnung der Verwandtschaft zum Ausdruck kommt und dann auch Affinalverwandte (»in law«) umfasst. Über den rechtlichen Vertrag der Ehe entstehe die kulturelle Einheit der Kernfamilie aus dem Ehepaar mit seinen Nachkommen, die durch eine gemeinsame Körperlichkeit miteinander verbunden sei: einerseits über den Geschlechtsverkehr, der Ausdruck der (sexuellen) Beziehung des Ehepaares ist, andererseits werde durch den Akt der Zeugung die biologische Identität zwischen Eltern und Kind hergestellt. Durch diese geteilte Körperlichkeit (»shared biogenetic substance«) entstehe zwischen den Familienmitgliedern ein emotionales Zusammengehörigkeitsgefühl (»diffuse enduring solidarity«), die für das amerikanische Verständnis des Verwandtseins konstitutiv sei.

Worauf die Schneidersche Polemik also eigentlich aufmerksam macht, ist nicht der euroamerikanischer Ethnozentrismus bei der Analyse von Verwandtschaftssystemen tribaler Gesellschaften, sondern die dieser Vorgehensweise zugrundeliegende Unterscheidung zwischen der *Selbstbeobachtung der Gesellschaft* und der *wissenschaftlichen Fremdbeobachtung* (durch die Ethnologie). Entscheidend ist nun aber zu erkennen, dass auch die wissenschaftliche Fremdbeobachtung durch die Ethnologie selbst wiederum kein außergesellschaftlicher Sachverhalt ist, sondern Ausfluss einer Selbstbeobachtung einer bestimmten, nämlich der modernen Gesellschaft: Die Annahme, Verwandtschaft konstituiere sich über qua Zeugung generierte genetische Ähnlichkeit, sei mithin biologisch konstituierte Verwandtschaft, ist selbst wiederum eine gesellschaftliche Beobachtung – wie Schneider überzeugend belegt hat. Allerdings mündet seine Polemik gegen die ethnologische Verwandtschaftsforschung in dem Satz »there is no such thing as kinship« (1984, vii), d. h. er geht aufgrund der pluralen Muster der Verwandtschaftskonstitution in den verschiedenen Gesellschaften davon aus, dass es überhaupt nicht so etwas wie ein universelles Beziehungsmuster mit dem Namen Verwandtschaft gibt und lässt jeweils nur die Selbstbeobachtung der Gesellschaft als allein gültiges Beschreibungsmuster zu, zieht also die Unterscheidung von Fremd- und Selbstbeobachtung ein.<sup>23</sup> Damit ist nicht nur die Vergleichbarkeit unterschiedlicher Verwandtschaftssysteme in Frage gestellt, sondern die Identifikation von Verwandtschaft schlechthin (s. bereits Gellner 1960).<sup>24</sup> Mehr noch: Indem Schnei-

23 Dies kritisiert letztlich auch Ottenheimer (2001), indem er Schneider vorwirft, den euroamerikanischen Ethnozentrismus (der Vorstellung von Verwandtschaft) einfach durch einen jeweils lokalen Ethnozentrismus zu ersetzen, mithin nicht zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung zu unterscheiden.

24 Folge dieser Radikalposition ist dann die These Schneiders (1972), dass Verwandtschaft wie auch Nationalität und Religion in der amerikanischen Kultur definiert werden über den Zusammenhang von geteilter Substanz und diffuser, andauernder Solidarität und insofern davon ausgegangen werden muss, dass es so etwas wie einen abgegrenzten Verhaltensbereich mit dem Namen Verwandtschaft in der amerikanischen Kultur gar nicht gibt.

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

der die Unterscheidung von biologischer und sozialer Verwandtschaft letztlich in Frage stellt, da er ihre fehlende Relationierung betont, hat er zur Reproduktion ihrer Differenz gerade beigetragen. Folge ist entweder eine *biologistische* Lesart von Verwandtschaft, die davon ausgeht, dass soziale Verwandtschaft allenfalls eine Überformung biologischer Verwandtschaft darstellt, oder eine *relativistische* Lesart, die Verwandtschaft unabhängig von biologischer Verwandtschaft versteht. Schneiders Veröffentlichungen haben dazu geführt, dass sich die ethnologische Forschung in Form der »symbolischen Anthropologie« zunehmend darauf konzentriert hat zu erkennen, wie Vorstellungen über Beziehungen und Verbundenheit (»ideas of relatedness«) innerhalb einer Kultur definiert werden (vgl. Carsten 2000). Letztlich handelt es sich dabei um eine Soziologisierung des ethnologischen Verwandtschaftsverständnisses, indem die »gelebte« Verwandtschaft (z. B. mit dem Konzept des »sharing«)<sup>25</sup> in das Zentrum gestellt worden ist. Nicht beantwortet (vgl. z. B. Needham 1971, 3ff; Müller 1984, 249ff) ist damit allerdings die Frage, wieso die unterschiedlichen Semantiken der Verwandtschaft von so großer sozialer Wirkungsmächtigkeit sind, dass in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten immer wieder auf sie zurückgegriffen wird: »no matter how people count their relatives, relative always count. If this is not so then why are the mythologies of peoples all over the world filled with such figures as pathetic orphans, incestuous mates, exotic spouses, heroic twins, fraternal strife, and supernatural in-laws?« (McKinley 2001, 149).

Mit der Unterscheidung von Selbst- und Fremdbeschreibung (vgl. Kieserling 2000, 38ff) lässt sich nun aber gerade die Frage des Verhältnisses von biologischer und sozialer Verwandtschaft in einer instruktiveren Weise bearbeiten: Die Annahme einer »Überlappung« (Gellner 1960, 187) von biologischer und sozialer Verwandtschaft, wie es in dem Verständnis der »Blutsverwandtschaft« zum Ausdruck kommt, ist eine für die moderne Gesellschaft charakteristische Selbstbeschreibung der Verwandtschaft: Der biologischen Verwandtschaft wird ein Deutungsmonopol in der Bestimmung des Verwandtseins zugesprochen, dem sich sogar Verwandtschaftsverhältnisse anpassen, die diesem Muster eigentlich nicht entsprechen: So wird im Falle der Adoption die offensichtliche Differenz zwischen biologischer und sozialer Elternschaft z. B. rechtlich, aber auch in der Familie gegenüber dem Kind intransparent gemacht: »adoption is not ruled outside the ›kinship‹ system but is understandable as a kind of ›kinship‹ relationship precisely in terms of the fact that it is modeled after the biological relationship. Without the biological relationship ... adoption makes absolutely no sense« (Schneider 1972, 35–36; vgl. a. Carsten 2000a).<sup>26</sup> Die

<sup>25</sup> »what is central to kinship is not shared genealogy but sharing itself« (Marshall 1977, 655).

<sup>26</sup> Die in den USA zunehmende Tendenz zur sog. »offenen« statt anonymen Adoption führt dann zu Konstellationen, die das etablierte Verwandtschaftsmodell in Schwierigkeiten brin-

Johannes F. K. Schmidt

gesellschaftliche Wahrnehmung der Verwandtschaft orientiert sich aber an der Beschreibung, die die Biologie entwickelt hat, da in der modernen Gesellschaft der Wissenschaft das Monopol in der Erzeugung wahren Wissens zugeschrieben wird (Luhmann 1990). Die biologische Beschreibung der Verwandtschaft ist zunächst eine Fremdbeschreibung der Verwandtschaft, die letztlich sogar einen außergesellschaftlichen Standpunkt ihrer Analyse (in Form der wissenschaftlichen Objektivität) suggeriert. Durch die Übernahme des biologischen Erklärungsmodells in das Selbstverständnis der Bestimmung des Verwandtseins fallen dann aber gesellschaftliche Selbst- und wissenschaftliche Fremdbeschreibung weitgehend zusammen, was insofern nicht überrascht, als die Biologie Teil dieser Gesellschaft ist.<sup>27</sup> Bezogen auf die Differenz von sozialer und biologischer Verwandtschaft gilt dann, dass diese Unterscheidung wieder in sich selbst eintritt: die Beobachtung »biologisch verwandt« ist auch eine Beobachtung, die in und nicht außerhalb der Gesellschaft stattfindet – mit anderen Worten: Es gibt keine außergesellschaftliche, kulturfreie Konzeption *biologischer* Verwandtschaft.

Bei der Analyse tribaler Gesellschaften muss man dann von einer *dreifachen Differenz* ausgehen (s. das Beispiel in Schlee, in diesem Band): soziale Verwandtschaft – als eine spezifische soziale Beziehung –, physische Verwandtschaft – als das in der jeweiligen Kultur gültige Deutungsmuster über die Zusammenhänge von Zeugung und Geburt – und biologische (genetische) Verwandtschaft – die nur als Vergleichsmaßstab durch die moderne Biologie an diese Gesellschaften herangetragen werden kann. Man muss also z. B. beim »Vater« nicht nur zwischen *pater* und *genitor* unterscheiden, sondern zusätzlich beide auch noch vom *genetischen Erzeuger* (vgl. grundsätzlich Barnes 1961).<sup>28</sup> Die Kopplung der drei Beobachtungsformen kann dann höchst locker sein: manche Kulturen unterscheiden deutlich zwischen sozialer und physischer Verwandtschaft und legen bei letzterem ein Modell der Abstammung zugrunde, das dem der heutigen Biologie nicht entspricht; bei anderen ist soziale und physische Verwandtschaft weitgehend deckungsgleich, ohne dass eine Übereinstimmung mit der genetischen Abstammung vorliegt. Das Spezifikum der modernen Gesellschaft ist dagegen, dass die Unterscheidung zwischen der gesellschaftlich etablierten Annahme über die physische Verwandtschaft und der durch die Biologie nachweisbaren genetischen Verwandtschaft

gen: »An adoptive parent shares with rather than substitutes for a birthparent; a birthparent is kin but not parent to the child. Because of this confusing, the arrangement demands creativity about the rules of being related and the meanings of ›mother‹, ›father‹, and ›kin‹«. (Modell 1994, 56)

27 Genau dies übersieht die Schneidersche Analyse des amerikanischen Verwandtschaftsverständnisses.

28 S. a. die Überlegungen von Schlee/Trillmich (in diesem Band, Fn. 14) zum Konzept der »Ethno-Biologie« sowie das Beispiel aus dem Nordsudan in Boddy (in diesem Band).

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

zusammenfällt, und man in Zweifelsfällen sozialer Verwandtschaft zunehmend auf die biologisch nachweisbare Verwandtschaft abstellt (Vaterschaftstests), mithin die dreifache Differenz zusammengezogen wird. Wichtig ist dabei die Beachtung einer reflexiven Schleife, die in diesen Sachverhalt eingebaut ist: In dem Fall der Blutsverwandtschaft bestimmt die biologische Verwandtschaft nicht »einfach so« das Vorliegen auch der sozialen Verwandtschaft, vielmehr ist die Beobachtung als »biologisch verwandt« eben selbst eine letztlich kontingente Beobachtung – der aufgrund des gesellschaftlichen Status' der Biologie aber eine besondere Überzeugungskraft zugeschrieben wird.<sup>29</sup> Deutlich wird dies z. B. an den mit den neueren Entwicklungen der Reproduktionstechnologie verbundenen Problemen der Zuschreibung von Vater- und zunehmend auch Mutterschaft, die letztlich die Unterscheidung von Natur und Kultur in Frage stellen, indem die durch die künstliche Befruchtung bzw. Leihmutterschaft entstehenden Uneindeutigkeiten hinsichtlich der Elternschaft juristisch zunehmend zugunsten der biologischen im Sinne der genetischen Elternschaft »gelöst« werden (s. Ottenheimer 2001a; Fox 1993, 53ff). Verglichen mit tribalen Gesellschaften ist die Fixierung auf die biologische Verwandtschaft bei der Bestimmung dessen, was als verwandt zu gelten hat, im übrigen erstaunlich restriktiv – man könnte von einer »Genetisierung der Genealogie« sprechen (vgl. Nash 2004; Finkler 2001). Erklärbar wird dies nicht nur durch das Deutungsmonopol der Biologie, sondern auch durch die Tatsache einer gesellschaftlich weitgehend entlasteten Verwandtschaft (Harris 1990, 33). In einfachen Gesellschaften, in denen ein enger Zusammenhang von Verwandtschaft und Gesellschaftsstruktur besteht in der Form, dass Verwandtschaft ein Mechanismus der gesellschaftlichen Positionsverortung und damit der Strukturierung einer primär interaktionsbasierten Gesellschaft ist, findet man dagegen häufig eine hohe Variabilität der Zuschreibung des Verwandtseins (s. Apel 1982, 38f; Fortes 1970, 214f; Vowinckel 1995, 81f),<sup>30</sup> die aus dem Blickwinkel des modernen Verwandtschaftsverständnisses nur als »fiktive Verwandtschaft« wahrgenommen werden kann.

Erklärungsbedürftig bleibt nun aber die Wirkmächtigkeit der Zuschreibung der biologischen Verwandtschaft für soziale Zusammenhänge, wenn man

29 Die biologische Verwandtschaft als eine Form gesellschaftlicher Beobachtung wird hier also gerade nicht im Sinne von Schlee (in diesem Band) verstanden als eine »sozial konstruierte biologische Verwandtschaft«, die deshalb sozial konstruiert ist, weil man keinen DNA-Test durchführen kann, sondern sich auf die Aussagen der Beteiligten verlassen muss. Es ist vielmehr die gesellschaftliche Annahme, dass die Ähnlichkeit der DNA die Verwandtschaft begründet, die ihren sozialen Konstruktionscharakter ausmacht.

30 Umgekehrt findet man in über Personenbeziehungen integrierten Gesellschaften dann auch Formen der unauflösbaren Freundschaft, die entsprechend dem Verwandtschaftsmodell konzipiert und mit einer entsprechenden Semantik belegt werden (s. Cohen 1961; van Eickels, in diesem Band).

---

Johannes F. K. Schmidt

---

nicht von so etwas wie einem kausalen oder unmittelbaren Durchschlagen der genetischen auf die soziale im Sinne der praktizierten Verwandtschaft ausgehen will, wie es manche soziobiologischen Arbeiten nahezulegen scheinen. Hilfreich auch für eine Soziologie der Verwandtschaft ist in diesem Zusammenhang die für die Verhaltensbiologie zentrale *Unterscheidung von ultimat- und proximat- Ursachen* des Verhaltens (s. Trillmich, *Ultimate und proximate Fragen*, in diesem Band; Neyer/Lang, in diesem Band).<sup>31</sup> Die Verwandtenselektion kann verhaltensbiologisch erklärt werden als Ergebnis eines evolutiven Prozesses, in dem sich kooperatives Verhalten durch die Erhöhung der indirekten Fitness durchgesetzt hat (s. Hamilton 1964). Die Erhöhung der Gesamtfitness ist der ultimate Mechanismus, der der Verwandtenpräferenz zugrunde liegt. Damit ist aber noch nicht geklärt, wie das tatsächliche Verhalten so gesteuert werden kann, dass es diesem Mechanismus auch folgt. Die kausale Erklärung von Verhalten in bestimmten Situationen ist eine Frage nach den proximat- Ursachen des Verhaltens. Bezogen auf die Frage der Verwandtschafts-Selektion kann die Verhaltensbiologie nun zeigen, dass es keinen *Automatismus* der Verwandtenpräferenz gibt, sondern es einer Art ›Übersetzungsmechanismus‹ bedarf, um überhaupt das auf der ultimat- Ebene grundlegende Verhalten in Gang zu setzen. Die Präferenz für genetisch nahestehende Verwandte kann nur dann eine Auswirkung auf das Verhalten haben, wenn überhaupt erkannt wird, wer (wie) verwandt ist – geklärt werden muss also, welche proximat- Mechanismen Menschen ermöglichen, Verwandtschaft untereinander festzustellen. (Trillmich, *Ultimate und proximate Fragen*, in diesem Band). Die Verhaltensbiologie hat gezeigt, dass bei Tieren Vertrautheit und Näheerfahrung sowie – daraus resultierend – der Geruch wesentliche proximate Mechanismen sind, die die Verwandtenerkennung steuern (vgl. a. Porter 1987; Vowinckel 1995, 59f). Allerdings ist dieser Mechanismus auch fehleranfällig insofern sie letztlich nicht auf die genetische Ebene selbst rekurren – sie messen Verwandtschaft also nicht so, wie es der Molekulargenetiker tut –, sondern auf der individuellen, im Laufe der Früh-

---

31 Darüber hinaus ist der Hinweis der Verhaltensbiologie selbst beachtenswert, dass die Annahme, soziale Kooperation könne vor dem Hintergrund der Hamiltonschen Theorie der Verwandtenselektion (1964) allein auf der Basis der biologischen Verwandtschaft erklärt werden, zu kurz greift, da sie die beiden übrigen Variablen der Hamiltonschen Formel unberücksichtigt lässt: Kosten und Nutzen der Kooperation (s. Heinze, in diesem Band). Die Verwandtenpräferenz wird damit wesentlich von ökologischen Faktoren abhängig. In menschlichen Gesellschaften ist die Struktur der Gesellschaft selbst ein wesentlicher ökologischer Faktor. Diese Erkenntnis wird von vielen soziobiologischen und evolutionspsychologischen Studien, die häufig in artifiziellen oder hypothetischen Forschungsdesigns Verwandtschaftspräferenzen abfragen, mithin die Gesellschaftsstruktur, in der die Verwandtschaftszusammenhänge eingebettet sind, unberücksichtigt lassen, weitgehend ignoriert (s. z. B. Webster 2004).

## Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

ontogenese entwickelten Fähigkeit, verwandte Tiere<sup>32</sup> zu erkennen, basieren. Erkannt aber wird dann nicht eigentlich die Verwandtschaft, sondern die Vertrautheit mit dem jeweiligen Tier auf der Basis der für die Aufzuchtsituation typischen Basis häufigen Interagierens – das in der Regel eben eine Interaktion mit *verwandten* Tieren ist.

Mit diesem Modell des individuellen Erlernen des Verwandtseins ist nicht nur der vermeintliche Hiatus zwischen biologischer und sozialer Verwandtschaft bzw. zwischen biologischen und sozialwissenschaftlichen Theorien der Verwandtschaft überbrückbar, vielmehr eröffnet die Unterscheidung von ultimaten und proximativen Mechanismen der Verwandtschaftspräferenz auch die Möglichkeit, die Bedeutung der Verwandtschafts*semantik* in menschlichen Gesellschaften in einer Weise zu spezifizieren, dass sie soziologisch instruktiv und zugleich biologisch rückgebunden wird, indem sie die beiden Ebenen deutlich unterscheidet (s. a. Vowinckel 1997). In der evolutionspsychologischen und soziobiologischen Literatur wird hier in der Regel mit psychologischen Mechanismen der Verwandtenerkennung oder Begriffen wie dem des Normopportunismus gearbeitet, um die Wirkungsmächtigkeit der Verwandtschaft zu erklären (s. Neyer/Lang 2003; Neyer/Lang, in diesem Band; Voland/Paul 1998). Aus soziologischer Perspektive stellt dies aber eine unzureichende Konzeption dar, da sie die Semantik der Verwandtschaft unberücksichtigt lässt: Anstatt davon auszugehen, dass (biologische) Verwandtschaft ein universelles Muster der Strukturierung sozialer Beziehungen darstellt, muss zunächst die davon nur scheinbar marginal abweichende Beobachtung notiert werden, dass man in allen Gesellschaften *Semantiken* der Verwandtschaft vorfindet (Evans 2001).<sup>33</sup> Die Universalität von Verwandtschaftssemantiken wie die Befunde der Ethologie hinsichtlich der Bedeutung der Verwandtschaft bei der Verhaltenskoordinierung im Tierreich legen es dann natürlich nahe, von einer universellen Bedeutung der *biologisch begründeten* Verwandtschaft auch in menschlichen Gesellschaften auszugehen. Entscheidend für die Strukturwirkung von Verwandtschaft ist hier aber die *gesellschaftliche Wahrnehmung* der Verwandtschaft, die wesentlich eben über die Semantiken der Verwandtschaft konstituiert wird. Dabei sollte man allein schon vor dem Hintergrund der Befunde der Ethnologie in der Soziologie Abstand nehmen von einer einfachen Überformungsthese, nach der Verwandtschaftssemantiken in mehr oder weniger angemessener Form die »zugrunde liegenden« biologischen Verwandtschaftsverhältnisse abbilden. Vielmehr operiert die Semantik der Verwandtschaft auf

32 Ähnliches lässt sich auch für die Geruchsidentifikation von (bekannten) engen Verwandten beim Menschen nachweisen; vgl. Porter/Moore 1981.

33 Darauf rekurriert letztlich auch Schlee (in diesem Band) mit der Betonung, dass sich Ethnologen (und Sozialwissenschaftler im allgemeinen) im Unterschied zu Biologen immer nur mit der sozial wahrgenommenen Verwandtschaft, i.e. mit durch Verwandtschaftstermini bezeichneten Beziehungszusammenhängen beschäftigen können.

Johannes F. K. Schmidt

---

einer von der Biologie der Verwandtschaft autonomen Ebene, wobei sie aber – so die im folgenden genauer zu begründende These – gerade die proximatn Mechanismen der Biologie der Verwandtschaft in Anspruch nimmt.<sup>34</sup> Vorgeschlagen wird im folgenden, die Verwandtschaftssemantik als einen eigenständigen proximatn Mechanismus der Verwandtschaftsidentifikation zu verstehen, also eine letztlich proximate Erklärung der Verwandtschaftspräferenz zu entwickeln, die die Autonomie des Sozialen konstitutiv berücksichtigt.<sup>35</sup>

### 3. Verwandtschaftssemantik als reflexiver proximater Mechanismus

Vor dem Hintergrund der obigen Überlegungen kann man Verwandtschaft verstehen als einen Symbolzusammenhang, der deshalb von besonderer *sozialer* Bedeutung ist, weil die Verwandtschaftssemantik Gefühle der Zusammengehörigkeit nicht nur darstellt, sondern auf der Grundlage biotisch vorprogrammierter Bereitschaften auch herstellt – erstaunlicherweise dann auch weitgehend unabhängig von der biologischen Richtigkeit der Zuschreibung als verwandt, wie z. B. Adoptivverhältnisse mit engen emotionalen Bindungen zeigen. Ein soziologisches ›Brückenkonzept‹ für diesen Zusammenhang von biologischer und sozialer Verwandtschaft ist die *Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien*, die Niklas Luhmann (1997, 316ff) entwickelt hat.<sup>36</sup> Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien sind spezielle soziale Vorkehrungen, die der Kommunikation eine Erfolgswahrscheinlichkeit sichern, da sie die Unwahrscheinlichkeit der Übernahme des Sinnangebots in die Wahrscheinlichkeit transformieren, dass Alter die Selektion, die Ego vornimmt, akzeptiert. Kommunikationsmedien zeichnet also aus, dass sie Selektions- und Motivationsmechanismen verbinden: sie motivieren durch die Art und Weise ihrer Selektion zur Annahme des so ausgewählten Sinnes. Man kann dann mehrere, sehr verschiedenartige Formen der Motivation durch

---

34 Letztlich liegt in diesem Sachverhalt die Ursache für nicht weiterführende Frontstellung von biologischer vs. sozial konstruierter Verwandtschaft, die die Diskussion zwischen Ethologie und Sozialwissenschaft häufig blockiert.

35 Plädiert wird hier also letztlich für eine Vorgehensweise, die auf den ersten Blick der evolutionspsychologischen Konzeption der Identifikation proximatn psychologischer Mechanismen, wie sie Neyer/Lang (in diesem Band) vorgeschlagen, ähnelt. Der entscheidende Unterschied liegt aber darin, dass der sozialen Ebene, die von Neyer/Lang unberücksichtigt bleibt, eine weitergehende Autonomie zugeschrieben wird.

36 Vgl. auch die das Folgende inspirierenden Arbeiten von Gerhard Vowinckel 1991; 1995, 78ff. Da Vowinckel aber mit einem nicht weiter spezifizierten Kommunikationsmedienbegriff arbeitet, verfährt er letztlich psychologistisch.

---

### Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

---

Selektion unterscheiden: Wahrheit, Macht, Geld, Liebe. Auch Verwandtschaft lässt sich als solch ein Kommunikationsmedium interpretieren, das das Erleben bestimmter Anderer relevant werden lässt für das Erleben und Handeln von Ego und so ein besonderes Solidaritätsverhältnis begründet: Die Kommunikationszumahmung durch Verwandte kann in der Regel nicht einfach zurückgewiesen werden; dadurch, dass Ego mit Alter verwandt ist,<sup>37</sup> ergibt sich die Verpflichtung, den Kommunikationsversuch anzunehmen. In tribalen Gesellschaften wird man dabei beobachten können, dass eine gesellschaftliche Ausdifferenzierung und Autonomisierung des Kommunikationsmediums Verwandtschaft noch nicht erfolgt ist und dieses deshalb mit allgemeingesellschaftlichen Rücksichten operiert. In der Moderne dagegen ist das Kommunikationsmedium Verwandtschaft weitgehend unabhängig von Macht, Geld oder Wahrheit und gerade durch diese gesellschaftliche Freistellung einerseits in seinem Zumutungsgehalt besonders rücksichtslos gegenüber den übrigen gesellschaftlichen Inklusionsverhältnissen der Betroffenen und andererseits überhaupt erst offen für eine extrem restriktive Zurechnungsregel, wie sie die biologische Verwandtschaft darstellt.

Gerade weil das Konzept der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien strikt auf soziale Systeme bezogen ist,<sup>38</sup> bleibt einerseits theoretischer Raum für die Möglichkeit, dass die besondere Überzeugungskraft des Kommunikationsmediums des Verwandtseins mit biotisch fundierten Mechanismen der Bestimmung des Verwandtseins korreliert und man andererseits das Erklärungsmuster der Ethologie, das zwischen ultimat und proximat Ursachen der Verwandtenbevorzugung unterscheidet, in ein soziologisches Konzept der Verwandtschaft integrieren kann. Verwandtschaft als Kommunikationsmedium ist »selbst kein [psychisches] Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird«, wie Luhmann (1982, 23) mit Blick auf das Kommunikationsmedium Liebe schreibt. Vor dem Hintergrund der oben gemachten Ausführungen zum Verhältnis der proximat und ultimat Mechanismen der Verwandtenkonstitution kann hier dann die These vertreten werden, dass nicht die genetische Verwandtschaft das individuelle Erkennen des Verwandtseins und deshalb das Gefühl emotionaler Nähe zur Folge hat, sondern die Verwandtschaftssemantik

---

37 genauer: als verwandt wahrgenommen wird.

38 Hier nicht weiter diskutiert werden kann die Frage, inwieweit die bei Luhmann (1984, 337ff) entwickelten Theoriestücke der »symbiotischen Mechanismen«, das den Körperbezug der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien betrifft, und der »zwischenmenschlichen Interpenetration« (1984, 303ff), das das Verhältnis von Menschen zueinander thematisiert, Ansatzpunkte für eine weitergehende Theorie des Verwandtschaftsmediums sein könnten (s. a. Marbach, in diesem Band).

Johannes F. K. Schmidt

das Gefühl emotionaler Nähe hervorruft<sup>39</sup> und so eine besondere Bindungswirkung der Kommunikation produziert (vgl. Schmidt 2007; s. a. Vowinckel 1995, 78f). (Soziale) Verwandtschaft wird also als ein Symbolzusammenhang verstanden, der einen »proximaten Hinweis« auf die genetische Verwandtschaft gibt<sup>40</sup> – und der auch dann funktioniert, wenn die mit der entsprechenden Semantik belegte Beziehung gar keine genetische Verwandtschaftsbeziehung ist. Genau darin kommt einerseits die Autonomie des Sozialen zum Ausdruck und lässt sich andererseits erklären, dass »(t)he normal communicative information carried by kinterms in normal conversational usage in most cultures has much more to do with affect and behavioral expactations than it does with genealogical relatedness per se«, wie Kronenfeld (1996, 684) in einem ethnologischen Handbuchartikel zur Verwandtschaftssemantik etwas irritiert feststellt. Es ist gerade die verwandtschaftskonstituierende Wirkung der Verwandtschaftssemantik, die es dann auch erlaubt, in der erweiterten Verwandtschaft, zu der in der Regel eben gerade keine kontinuierliche Interaktionsbeziehung unterhalten wird, eine Sonderbeziehung zu etablieren, obwohl die von Biologie und Psychologie identifizierten proximativen Mechanismen der Verwandtschaftspräferenz in diesen Beziehungen eigentlich keine Basis finden können.

Zusammengefasst zeigt sich, dass auch in dem hier vertretenen Modell der sozialen Konstitution von Verwandtschaft die Unterscheidung der Argumentationsebenen wesentlich ist (s. Trillmich, Ultimate und proximate Fragen, in diesem Band): Evolutionär betrachtet basiert ein Nähegefühl auf genetischer Verwandtschaft, da diese in der Regel mit der Koresidenz der verwandten Individuen korreliert. Auf proximativer Ebene ist emotionale Nähe dann ein Indikator (»proximater Hinweis«), von dem aus auf genetische Verwandtschaft »zurückgeschlossen« wird. Die *Semantik* der Verwandtschaft wiederum nimmt nun genau diesen Mechanismus in Anspruch und produziert so eine besondere (aber eben: soziale) Bindungswirkung der Kommunikation, d. h. die Verwandtschaftssemantik ist als eine letztlich *reflexive proximate Ursache* zu verstehen, die über das Evozieren einer entsprechenden Emotion letztlich

39 »By their very nature, kinship terms evoke feelings of solidarity. Thus they are intrinsically emotional, in Collins' (1981) sense of the term, because they evoke »emotional energy.« (Malone 2004, 210)

40 Damit wird der verhaltensbiologischen These der Verwandtenselektion nicht widersprochen, im Gegenteil: »Gäbe es nicht diese biotisch vorprogrammierten Bereitschaften, an denen kulturelle Verwandtschaft »parasitieren« kann, dann wäre völlig unerfindlich, warum letztere sich als Idiom zur Darstellung von Zusammengehörigkeitsgefühlen eignen sollte.« (Vowinckel 1995, 79) Allerdings suggeriert der Ausdruck »parasitieren« die These einer nicht nur evolutiven, sondern auch funktionalen Nachrangigkeit der Verwandtschaftssemantik gegenüber den biologischen Prozessen der Verwandtschaftspräferenz, die hier gerade in Frage gestellt wird.

---

Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

---

den ultimativen Mechanismus der Verwandtenpräferenz in Anspruch nimmt und so eine besondere Sozialbeziehung konstituiert.

## Literatur

- Adams, Bert N. (1968): Kinship in an urban setting. Chigaco: Markham Publ.
- Adams, Bert N. (1970): Isolation, function, and beyond: American kinship in the 1960's, in: *Journal of Marriage and the Family* 32, 575–597
- Allan, Graham (1977): Sibling solidarity, in: *Journal of Marriage and the Family* 39, 177–184
- Allan, Graham (1996): Kinship and friendship in modern Britain. Oxford: Oxford UP
- Antonucci, T.C./Jackson, J.S. (1990): The role of reciprocity in social support, in: B.R. Sarason/I.G. Sarason/G.R. Pierce (eds.), *Social support: An interaction view*. New York: Wiley, 173–198
- Apel, Hartmut (1982): *Verwandtschaft, Gott und Geld: zur Organisation archaischer, ägyptischer und antiker Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Campus
- Badinter, Elisabeth (1981): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: Piper
- Bahr, Howard M./Déchaux, Jean-Hugues/Stiehr, Karin (1994): The changing bonds of kinship: parents and adult children, in: S. Langlois (ed.), *Convergence or divergence? Comparing recent social trends in industrial societies*. Frankfurt a.M. et al.: Campus, 115–171
- Barnes, John A. (1961): Physical and social kinship, in: *Philosophy of Science* 28, 296–299
- Bengtson, Vern L. (2001): Beyond the nuclear family: the increasing importance of multigenerational bonds, in: *Journal of Marriage and the Family* 63, 1–16
- Bengtson, Vern/Giarusso, Roseann/Mabry, J. Beth/Silverstein, Merril (2002): Solidarity, conflict, and ambivalence: Complementary or competing perspectives on intergenerational relationships?, in: *Journal of Marriage and the Family* 64, 568–576
- Berado, F. (1990): Trends and directions in family research in the 1980's, in: *Journal of Marriage and the Family* 52, 808–817
- Bertram, Hans (2000): Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie in: M. Kohli/M. Szydlik (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen: Leske + Budrich, 97–121
- Burt, Ronald S. (1992): *Structural holes. The social structure of competition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP
- Carsten, Janet (1995): The substance of kinship and the heat of the hearth: feeding, personhood, and relatedness among Malays in Pulau Langkawi, in: *American Ethnologist* 22, 223–241
- Carsten, Janet (2000): Introduction: cultures of relatedness, in: J. Carsten (ed.), *Cultures of relatedness. New approaches to the study of kinship*. Cambridge: Cambridge UP, 1–36

Johannes F. K. Schmidt

---

- Carsten, Janet (2000a): ›Knowing where you've com from‹: Ruptures and continuities of time and kinship in narratives of adoption reunions, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 6, 687–703
- Cherlin, Andrew/Furstenberg, Frank F. Jr. (1994): Stepfamilies in the United States: A reconsideration, in: *Annual Review of Sociology* 20, 359–381
- Church, Elizabeth (1999): Who are the people in your family? Stepmothers' diverse notions of kinship, in: *Journal of Divorce & Remarriage* 31, 1–2, 83–105
- Collins, Randall (1981): On the microfoundation of macrosociology, in: *American Journal of Sociology* 86, 984–1014
- Connidis, Ingrid (1989): Siblings as friends in later life, in: *American Behavioral Scientist* 33, 81–93
- Degenne, Alain/Lebeaux, Marie-Odile (2005): The dynamics of personal networks at the time of entry into adult life, in: *Social Networks* 27, 337–358
- Durkheim, Emile (1921): La famille conjugale, in: *Revue Philosophique de la France et de l'Etranger* 46, 1–14
- Eggebeen, D.J./Hogan, D.P. (1990): Giving between generations in American families, in: *Human Nature* 1, 211–232
- Euler, H. A./Weitzel, B. (1996): Discriminative grandparental solicitude as reproductive strategy, in: *Human Nature* 7, 39–59
- Evans, N. (2001): Kinship terminology, in: N. J. Smelser/P.B. Baltes (eds.), *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, vol. 12. Amsterdam: Elsevier, 8105–8111
- Farber, Bernard (1970): Affinität und Abstammung in industriellen Gesellschaften, in: G. Lüschen/E. Lupri (Hg.), *Soziologie der Familie. KZfSS-Sonderheft 14*. Opladen: Westdt. Verlag, 94–120
- Farber, Bernard (1989): Limiting reciprocity among relatives: Theoretical implications of a serendipitous finding, in: *Sociological Perspectives* 32, 307–330
- Farber, Bernard (1992): Kinship system and family types, in: E. Borgatta/M. Borgatta (eds.), *Encyclopedia of Sociology*, vol. 2. New York et al.: MacMillan Pub., 1035–1047
- Farkas, J. L./Hogan, D. P. (1995): Demography of changing intergenerational relationships, in: V.L. Bengtson/K.W. Schaie/L.M. Burton (eds.), *Adult intergenerational relationships*. New York: Springer, 1–19
- Feinberg, Richard/Ottenheimer, Martin (eds.) (2001): *The cultural analysis of kinship. The legacy of David M. Schneider*. Urbana/Chicago.: University of Illinois Press
- Finch, Janet/Mason, Jennifer (1991): Obligations of kinship in contemporary Britain: is there normative agreement?, in: *The British Journal of Sociology* 42, 345–367
- Finkler, Kaja (2001): The kin in the gene: the medicalization of family and kinship in american society, in: *Current Anthropology* 42, 235–263
- Firth, Raymond/Hubert, Jane/Forge, Anthony (1970): *Families and their relatives. Kinship in a middle-class sector or London*. New York: Humanities Press
- Fischer, Claude S. (1982): *To dwell among friends. Personal networks in town and city*. Chicago/London: University of Chicago Press
- Fortes, Meyer (1970): *Kinship and the social order. The legacy of Lewis Henry Morgan*. London: Routledge & Keagan Paul

Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

- Fox, Robin (1993): *Reproduction and succession: Studies in the anthropology, law and society*. New Brunswick, NJ: Transaction Publ.
- Gellner, Ernest (1960): The concept of kinship. With special references to Mr. Needham's ›Descent systems and ideal language‹, in: *Philosophy of Science* 27, 187–204
- Goode, William J. (1963): *World revolution and family patterns*. New York: Free Press
- Hamilton, William D. (1964): The genetical evolution of social behaviour, in: *Journal of Theoretical Biology* 7, 1–52
- Granovetter, Mark S. (1973): The strength of weak ties, in: *American Journal of Sociology* 78, 1360–1380
- Hareven, Tamara K. (1991): The history of the family and the complexity of social change, in: *American Historical Review* 96, 95–124
- Hareven, Tamara K. (1997): »Blended families«: Die Entwicklung in den USA, in: M. Mitterauer/N. Ortmayr (Hg.), *Familie im 20. Jahrhundert: Traditionen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel, 53–64
- Harris, Christopher C. (1990): *Kinship*. Milton Keynes: Open UP
- Johnson, Colleen Leahy (1983): Fairweather friends and rainy day kin: An anthropological analysis of old age friendships in the U.S., in: *Urban Anthropology* 12, 103–123
- Johnson, Colleen L. (1995): Cultural diversity in the late life family, in: R. Blieszner/V. Bedford (eds.), *Handbook of aging and the family*. Westport, CT: Greenwood Press, 307–331
- Johnson, Colleen L. (2000): Perspectives on american kinship in the later 1990s, in: *Journal of Marriage and the Family* 62, 623–639
- Jussen, Bernhard (2001): Künstliche und natürliche Verwandte? Biologismen in den kulturwissenschaftlichen Konzepten von Verwandtschaft, in: Y. L. Bessmertny/O. G. Oexle (Hg.), *Das Individuum und die Seinen: Individualität in der okzidentalen und in der russischen Kultur in Mittelalter und früher Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 39–58
- Kertzer, David I. (1991): Household history and sociological theory, in: *Annual Review of Sociology* 17, 155–179
- Kieserling, André (2000): Die Soziologie der Selbstbeschreibung. Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie, in: H. de Berg/J.F.K. Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 38–92
- Killworth, Peter D./Johnson, Eugene C./Bernard, Russell H./Shelley, Gene Ann/McCarty, Christopher (1990): Estimating the size of personal networks, in: *Social Networks* 12, 289–312
- Klein Ikkink, Karen/Tilburg, Theo van (1999): Broken ties: reciprocity and other factors affecting the termination of older adults' relationships, in: *Social Networks* 21, 131–146
- König, René (1976): Soziologie der Familie, in: R. König, (Hg.), *Handbuch zur empirischen Sozialforschung, Bd. 7: Familie – Alter*. 2. Aufl. Stuttgart: Enke, 1–217

Johannes F. K. Schmidt

---

- Kronenfeld, David (1996): Kinship terminology, in: D. Levinson/E. Melvin (eds.), *Encyclopedia of Cultural Anthropology*, vol. 2. New York: Holt, 682–686
- Laslett, Peter/Wall, Richard (eds.) (1972): *Household and family in past time: comparative studies in the size and structure of the domestic group over the last three centuries in England, France, Serbia, Japan, Colonial North America*. Cambridge: Cambridge UP
- Lee, Gary R. (1980): Kinship in the seventies: a decade review of research and theory, in: *Journal of Marriage and the Family* 42, 923–934
- Lévi-Strauss, Claude (1981): *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Orig. 1949)
- Litwak, Eugene (1965): Extended kin relations in an industrial democratic society, in: E. Shanas/G.F. Streib (eds.), *Social structure and the family: Generational relations*. London et al.: Prentice-Hall, 290–323
- Litwak, Eugene/Kulis, Stephen (1987): Technology, proximity, and measures of kin support, in: *Journal of Marriage and the Family* 49, 649–661
- Littlefield, C.H./Rushton, J.P. (1986): When a child dies: The sociobiology of bereavement, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 51, 797–802
- Lüscher, Kurt/Pillemer, Karl (1998): Intergenerational ambivalence: a new approach to the study of parent-child relations in later life, in: *Journal of Marriage and the Family* 60, 413–425
- Luhmann, Niklas (1982): *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lye, Diane N. (1996): Adult child-parent relationships, in: *Annual Review of Sociology* 22, 79–102
- Malone, Martin J. (2004): Structure and affect: The influence of social structure on affective meaning in American kinship, in: *Social Psychology Quarterly* 67, 203–216
- Marbach, Jan H. (1998): Verwandtschaftsbeziehungen und Abstammung – Eine Prüfung soziobiologischer und ethnologischer Thesen mit Hilfe familiensoziologischer Daten, in: M. Wagner/Y. Schütze (Hg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, 91–126
- Marshall, Mac (1977): The nature or nurture, in: *American Ethnologist* 4, 634–662
- McKinley, Robert (2001): The philosophy of kinship: A reply to Schneider's *Critique of the study of kinship*, in: R. Feinberg/M. Ottenheimer (eds.), *The cultural analysis of kinship. The legacy of David M. Schneider*. Urbana/Chicago.: University of Illinois Press, 131–167
- Modell, Judith S. (1994): *Kinship with strangers. Adoption and interpretations of kinship in American culture*. Berkeley: University of California Press

Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

- Montague, Susan (2001): The Trobriand kinship classification and Schneider's cultural relativism, in: R. Feinberg/M. Ottenheimer (eds.), *The cultural analysis of kinship. The legacy of David M. Schneider*. Urbana et al.: Univ. of Illinois Pr., 168–186
- Morgan, Lewis Henry (1870): *Systems of consanguinity and affinity of the human family*. Smithsonian contributions to knowledge XVII, 1–590. Washington
- Müller, Ernst Wilhelm (1984): Rethinking Verwandtschaft, in: E.W. Müller/R. König et al. (Hg.), *Ethnologie als Sozialwissenschaft*. KZfSS-Sonderheft 26. Opladen: Westdt. Verlag, 240–254
- Murdock, George Peter (1949): *Social structure*. New York: Free Press
- Nash, Catherine (2004): Genetic kinship, in: *Cultural Studies* 18, 1, 1–33
- Nave-Herz, Rosemarie (2001): Familie und Verwandtschaft, in: B. Schäfers/W. Zapf (Hg.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. 2., erw. u. akt. Aufl. Opladen: Leske + Budrich, 207–216
- Needham, Rodney (1971): Remarks on the analysis of kinship and marriage, in: R. Needham (ed.), *Rethinking kinship and marriage*. London: Tavistock Publ., 1–34
- Neyer, Franz J./Lang, Frieder R. (2003) Blood is thicker than water: Kinship orientation across adulthood, in: *Journal of Personality and Social Psychology* 84, 310–321
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1997): Freundschaftsbeziehungen versus Familienbeziehungen: Versuch einer Begriffsbestimmung zur »Freundschaft«, in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 8, 3–12
- Ottenheimer, Martin (2001): Relativism in kinship analysis, in: R. Feinberg/M. Ottenheimer (eds.), *The cultural analysis of kinship. The legacy of David M. Schneider*. Urbana et al.: Univ. of Illinois Pr., 118–130
- Ottenheimer, Martin (2001a): The current controversy in kinship, in: *Czech Sociological Review* 9, 201–210
- Overing, J. (2001): Kinship in anthropology, in: N.J. Smelser/P.B. Baltes (eds.), *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, vol. 12. Amsterdam et al.: Elsevier, 8098–8105
- Pahl, Ray/Spencer, Liz (2004): Personal communities: not simply families of »fate« or »choice«, in: *Current Sociology* 52, 199–221
- Parsons, Talcott (1959): The social structure of the family, in: R.S. Anshen (ed.), *The family: its function and destiny*. Rev. ed. New York: Harper & Row, 241–274
- Parsons, Talcott (1964): Das Verwandtschaftssystem in den Vereinigten Staaten (1943), in: T. Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*. Neuwied/Berlin: Luchterhand, 84–108
- Parsons, Talcott (1965): The normal American family, in: S. Farber/P. Mustacchi/R.H. Wilson (eds.), *Man and civilization: The family's search for survival*. New York: McGraw-Hill, 31–50
- Peletz, Michael G. (1995): Kinship studies in late twentieth-century anthropology, in: *Annual Review of Anthropology* 24, 343–372
- Pool, Ithiel de Sola/Kochen, Manfred (1978): Contacts and influence, in: *Social Networks* 1, 5–51
- Popenoe, David (1993): American family decline, 1960–1990: a review and appraisal, in: *Journal of Marriage and the Family* 55, 527–542

Johannes F. K. Schmidt

---

- Porter, Richard H. (1987): Kin recognition: Functions and mediating mechanisms, in: C. Crawford/M. Smith/D. Krebs (eds.), *Sociobiology and psychology: Ideas, issues and applications*. Hillsdale: Erlbaum, 175–203
- Porter, Richard H./Moore, John D. (1981): Human kin recognition by olfactory cues, in: *Physiology & Behavior* 27, 493–495
- Riley, Mathilda White (1983): The family in an *aging* society: a matrix of latent relationships, in: *Journal of Family Issues* 4, 439–454
- Roseneil, Sasha/Budgeon, Shelley (2004): Cultures of intimacy and care beyond ›the family‹: Personal life and social change in the early 21st century, in: *Current Sociology* 52, 135–159
- Rosenthal, Carolyn J. (1985): Kinkeeping in the familial division of labor, in: *Journal of Marriage and the Family* 47, 965–974
- Rosenbaum, Heidi (1998): Verwandtschaft in historischer Perspektive, in: M. Wagner/Y. Schütze (Hg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, 17–33
- Schmidt, Johannes F.K. (2007): Das Verhältnis von sozialer und biologischer Verwandtschaft: Konkurrenz oder Symbiose biologischer und soziologischer Konzepte?, in: K.-H. Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungsband des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*. Frankfurt a.M.: Campus (im Erscheinen)
- Schneider, David Murray (1972): What is kinship all about?, in: R. Reining (ed.), *Kinship studies in the Morgan Centennial Year*. Washington, D.C.: Anthropological Society of Washington, 32–63
- Schneider, David Murray (1980 (1968)): *American kinship: cultural account*. 2. ed. Chicago: Univ. of Chicago Press
- Schneider, David Murray (1984): *A critique of the study of kinship*. Ann Arbor: University of Michigan Press
- Schütze, Yvonne (1986): *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters ›Mutterliebe‹*. Bielefeld: Kleine
- Schütze, Yvonne/Wagner, Michael (1998): Verwandtschaft – Begriff und Tendenzen der Forschung, in: M. Wagner/Y. Schütze (Hg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, 7–16
- Shavit, Yossi/Fischer, Claude S./Koresh, Yael (1994): Kin and nonkin under collective threat: Israeli networks during the gulf war, in: *Social Forces* 72, 1197–1215
- Stone, Lawrence (1977): *The family, sex and marriage in England, 1500–1800*. London: Weidenfeld & Nicolson
- Stone, Lawrence (1978): Heirat und Ehe im englischen Adel des 16. und 17. Jahrhunderts, in: H. Rosenbaum (Hg.), *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 444–479
- Sussman, Marvin B. (1958): The isolated nuclear family: fact or fiction?, in: *Social Problems* 6, 333–340
- Sussman, Marvin B./Burchinal, Lee (1962): Kin family network: Unheralded structure in current conceptualizations of family functioning, in: *Marriage and Family Living* 24, 231–240

---

Soziologie der Verwandtschaft: Forschung und Begriff

---

- Tyrell, Hartmann (1976): Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie, in: *Zeitschrift für Soziologie* 5, 393–417
- Tyrell, Hartmann (1983): Zwischen Interaktion und Organisation II: Die Familie als Gruppe, in: F. Neidhardt (Hg.), *Gruppensoziologie: Perspektiven und Materialien. Sonderheft 25 der KZfSS*. Opladen: Westdt. Verlag, 362–390
- Voland, Eckart/Paul, Andreas (1998): Vom »egoistischen Gen« zur Familiensolidarität – Die soziobiologische Perspektive von Verwandtschaft, in: M. Wagner/Y. Schütze (Hg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: Enke, 35–58
- Vowinckel, Gerhard (1991): Homo Sapiens Sociologicus. Oder: Der Egoismus der Gene und die List der Kultur, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43, 520–541
- Vowinckel, Gerhard (1995): *Verwandtschaft, Freundschaft und die Gesellschaft der Fremden. Grundlagen menschlichen Zusammenlebens*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft
- Vowinckel, Gerhard (1997): Verwandtschaft und was die Kultur daraus macht. Das Verhältnis biologischer und sozialer Aspekte, in: T. Meleghy/H.-J. Niedenzu/M. Preglau et al. (Hg.), *Soziologie im Konzert der Wissenschaften: Zur Identität einer Disziplin*. Opladen: Westdt. Verlag, 32–42
- Webster, Gregory D. (2004): Human kin investment as a function of genetic relatedness and lineage, in: *Evolutionary Psychology* 2, 129–141
- Wellman, Barry (1979): The community question: the intimate networks of East Yorkers, in: *American Journal of Sociology* 84, 1201–1231
- Wellman, Barry (1983): Network analysis: some basic principles, in: *Sociological Theory* 1, 155–200
- Wellman, Barry (1988): The community question re-evaluated, in: M.P. Smith (ed.), *Power, community and the city*. New Brunswick: Transaction Books, 81–107
- Wellman, Barry (1990): The place of kinfolk in personal community networks, in: *Marriage and Family Review* 15, 1/2, 195–228
- Wellman, Barry (1996): Are personal communities local? A dumptarian reconsideration, in: *Social Networks* 18, 347–354
- Wellman, Barry/Wortley, Scot (1990): Different strokes from different folks: community ties and social support, in: *American Journal of Sociology* 96, 558–588
- Wetherell, Charles/Plakans, Andrejs/Wellman, Barry (1994): Social networks, kinship, and community in Eastern Europe, in: *Journal of Interdisciplinary History* 24, 639–663
- White, Lynn (2001): Sibling relationships over the life course: a panel analysis, in: *Journal of Marriage and Family* 63, 555–568
- White, Lynn K./Riedmann, Agnes (1992): Ties among adult siblings, in: *Social Forces* 75, 85–102